

Beseeltes Temperament

KKL Im ersten von fünf Konzerten der Migros-Kulturprozent Classics, die bis zum Mai nächsten Jahres im KKL stattfinden, überzeugte die Tschechische Philharmonie am Sonntag mit pointierter Rhythmik und Temperament. Dass Antonin Dvořák im Mittelpunkt stand, erklärt sich zum einen aus der Geschichte des Klangkörpers, den Dvořák einst selbst dirigiert hat, zum anderen aus der Mentalität der Musiker. Ein kompakter Tuttiklang, mit dem Dirigent Tomáš Netopil die Ouvertüre «Eifersucht» von Leoš Janáček kraftvoll anging, reichte von ungestümem Vorwärtsdrängen bis in elegische Melodik.

Das Spiel des Cellisten im Ohr

Das berühmte Cellokonzert von Dvořák fand in Truls Mørk einen idealen Interpreten. Sein in allen Lagen beseelter Ton, der auch im Fortissimo seine Weichheit nicht verliert, fand vor allem in Solohorn und Soloklarinette Partner, die seinen Klang stimmig ergänzten. Der Cellist formte jede Kantilene hingebungsvoll aus, und wie die Streicher in leisesten Passagen wie aus der Ferne begleiteten, war bezaubernd. Bei der Sarabande aus der Cello-suite Nr. 1 G-Dur von Bach herrschte anschliessend atemlose Stille im Saal.

Den Klang des Solocellisten offensichtlich noch im Ohr, begann die Cellogruppe die achte Sinfonie von Dvořák in ebensolch beseelter Weise. Das Orchester entfachte dann ein Feuerwerk an Klangfarben, mitreissend und schwungvoll spielte es die Gegensätze aus. Schwelgerische Passagen wurden ebenso ausgekostet wie die tänzerischen Elemente im Scherzo, und die volkstümlichen Themen wurden schmelzend bis packend musiziert. Das Trompetensolo im Übergang zum letzten Satz verwies bereits auf den fulminanten Schluss.

Dass die Berner Abonnenten in dieser Saison die Classics-Konzerte im KKL Luzern besuchen (vgl. Ausgabe vom Samstag), bemerkte man mitten im jubelnden Beifall. Viele von ihnen eilten schnell auf den Zug und versäumten so die Zugabe, den ungarischen Tanz Nr. 5 von Johannes Brahms. (gn)

Die Sicht der Frau im Fokus

Sachseln Die Geschichte von Bruder Klaus ergreift noch heute: Die Uraufführung der Kantate «Dorothea» des Obwaldners Joël von Moos erhielt in der Pfarrkirche Sachseln beeindruckende Standing Ovations.

Urs Mattenberger

urs.mattenberger@luzernerzeitung.ch

Angesichts der zahlreichen Veranstaltungen zum Bruder-Klaus-Jubiläumsjahr ist erstaunlich, dass diese die Geschichte des Emeriten nicht stärker auf heutige Aktualität beziehen. Indem sie etwa den Mann, der seine Frau und zehn Kinder für ein Eremiten-Dasein verliess, zum ersten Vertreter des Phänomens «regretting fatherhood» erklärt, wie es in einer Kolumne in unserer Zeitung hiess.

Umso gespannter war man am Sonntag auf die Uraufführung der Kantate «Dorothea» in der Pfarrkirche Sachseln. Ein junger Komponist, der Obwaldner Joël von Moos, rückte hier nämlich für einmal die Sicht der Frau des Niklaus von Flüe und ihre Auseinandersetzung mit dem Mann, der sie und «siini Chind» verlässt, ins Zentrum.

Choralton gegen Jodel-Klassik

Eine Bruder-Klaus-Geschichte aus der Sicht seiner Frau: Das galt erst Recht für die prominent besetzte Aufführung unter der Leitung von Eberhard Rex. Denn die Jodlerin Nadja Räss überstrahlte in der Rolle der Dorothea alle vorzüglichen Mitwirkenden: den Herrenchor der Luzerner Sängerknaben, dem die Niklaus-Texte anvertraut waren, das Orchester Santa Maria und sogar die von Wolfgang Sieber gespielte Orgel.

Die Klangmischung, die von Moos aus diesen Elementen mischt, löste aber vor allem den Anspruch eines «erbaulichen Werks» ein, die «romantisierte und mystisch-spirituelle Deutung eines zweijährigen Abschieds», wie der Komponist selber schreibt. In eine spirituelle Tradition gestellt werden die Reflexionen und Gebete des Niklaus von Flüe: Deren mal ein-, mal mehrstimmiger Choralton lässt sich selbst da nicht aus der Ruhe bringen, wo sich dieser Niklaus mit schwerem Herzen dazu durchringt, Welt, Frau und Kindern zu entsagen.



Jodlerin Nadja Räss (links), die Luzerner Sängerknaben und das Orchester Santa Maria in der Pfarrkirche Sachseln.

Bild: Roger Grütter

Die Gesänge der Dorothea dagegen sind Emotion pur. Das gilt zum einen musikalisch. In den Dorothea-Liedern legt das Orchester wiederholt einen melodiosen Klangteppich aus und trägt die Stimme von Nadja Räss immer weiter in die Höhe, bis der klassische Gesang in einen glockenhellen, alles durchdringenden Jodelton kippt.

Kompositorisch wie interpretatorisch ist diese angestrebte Verschmelzung von Klassik und Volksmusik das musikalische Herzstück des Werks, zumal Räss beweist, dass sie selber in beiden Welten zu Hause ist. Wie sie ihre Stimme aus einem innigen Piano heraus intensiv entfaltet und in den Jodel-inspirierten Passagen bis in höchste Höhen frei schweben lässt, ist grosse Klasse.

Emotional vertrauter und alltagsnäher als Niklaus' Reflexionen sind auch die Liedtexte seiner Frau. In einem Wiegenlied betet Dorothea für die Rückkehr ihres Mannes, wenn sie den kleinen Chläusli in den Schlaf singt. Sie gesteht sich ein, dass ihr dieser Mann mit seinem ewigen Gott-Gerede fremd geworden ist. Und wenn sie dennoch trotz «Ich hol' nã zrugg», kann man sich diesen imaginären, auf Männerchor und solistische Frauenstimme aufgeteilten Dialog tatsächlich fast als einen modernen Beziehungskonflikt um eine alleinerziehende Mutter vorstellen.

Ein Höhepunkt der Ranft-Reihe

Dessen Dramatik deutet von Moos musikalisch freilich mit

eingestreutem Tremolo-Flattern nur an. Und auch inhaltlich löst sich der Paarkonflikt etwas gar schnell und ebenfalls ganz traditionell in Minne auf, wenn Dorothea im Gottvertrauen ihren Segen zum Entscheid ihres Gatten gibt.

Eingeschränkt wird das Konflikt-Potenzial schon dadurch, dass sich das Paar nicht im direkten Dialog begegnet. Trotzdem ist die unterschiedliche Gestaltung der beiden Rollen – dort der Herrenchor als abstraktes Sprachrohr des Eremiten, hier die mit Leib und Seele singende Frau – ein raffinierter Kunstgriff. Wo im Bruder-Klaus-Lied zum Schluss Chor und Solosopran doch noch verschmelzen, wird die abstrakte Vorstellung einer höheren Vereinigung im Zeichen

des Gottvertrauens geradezu sinnlich erfahrbar gemacht.

Danach spürte man förmlich die Ergriffenheit des Publikums in der vollen Kirche. Und auch die Standing Ovations waren keine Formalität, wie man sie von Starkkonzerten kennt, sondern wirkte ganz authentisch. Es sei das Beste, was sie gehört und gesehen habe, meinte eine Stammkundin der zahlreichen «Mehr Ranft»-Veranstaltungen. Der lange und intensive Applaus in Sachseln dürfte ihr Recht gegeben haben.

Hinweis

Weitere Aufführungen: Freitag, 27. Oktober, 20 Uhr: Klosterkirche Einsiedeln. Samstag, 28. Oktober, 20 Uhr, Hofkirche Luzern. Infos: www.mehr-ranft.ch

Wucht der Maschinen und Verletzlichkeit der Menschen

Fotografie Der Zürcher Fotograf Jakob Tuggener war fasziniert von Lärm und Kraft der Maschinen. Die Fotostiftung Schweiz widmet ihm eine grosse Retrospektive samt einigen Filmen.

Welch Gegensatz: Jakob Tuggener (1904–1988) hat die schönen Menschen an ihren Bällen in Berlin oder Zürich abgelichtet und die dreckigen Arbeiter in den Fabriken. Er liebte den Luxus der Hautevolee und den Lärm der Maschinen. Die Fotostiftung, die einen Teil seines Nachlasses verwaltet, konzentriert sich mit «Maschinenzeit» auf die Fotografien und Filme aus der Welt der Arbeit und der Industrie.

Handweber oder Heizer, Spediteurinnen oder Schmiede in Textil- und Maschinenfabriken: Jakob Tuggener kannte, was er fotografierte und später auch filmte. Der Maschinenzeichner lernte den Umgang mit der Kamera, und als er wegen der Wirtschaftskrise 1929 seine Stelle verlor, machte er seinen alten Traum

wahr, Künstler zu werden: Er studierte Typografie und Film.

Der «Bilderdichter» dachte in Doppelseiten

Tuggener machte sich selbstständig. Für den «Gleichrichter», die Hauszeitung der Maschinenfabrik Oerlikon, erarbeitete er eine fotografische Innensicht aus Reportagen und Porträts, die die Kluft zwischen Arbeiterschaft und Geschäftsleitung verringern sollte. Direktor Hans Schindler wurde sein Freund und Mäzen, vermittelte ihm Aufträge, und Tuggener konnte sich vermehrt eigenen Projekten widmen. Er schulte seinen Sinn für Bildabläufe, verfeinerte die expressive Ästhetik seiner Fotografien. Das Buch «Fabrik» verschaffte ihm 1943, mitten im Krieg, internatio-



Arbeiterin bei der Maschinenfabrik Oerlikon. Bild: Jakob-Tuggener-Stiftung

nale Anerkennung. Es bildet auch die Basis für diese Ausstellung.

Über sechzig Maquettes für Fotobände entstanden in einem halben Jahrhundert. «Jakob Tuggener dachte immer an die Bücher – in Doppelseiten», sagt Kurator Martin Gasser. In der Küche seiner Einzimmerwohnung vergrösserte Tuggener das Negativ je zur Hälfte und fügte die Abzüge mit Klebeband zusammen. Bei Steidl erscheint eine Kassette mit zwölf Buchmaquettes als faksimilierte Erstausgaben, 14 Kurzfilme auf DVD und ein Begleitband.

Tuggener war ein Augenmenschen und meinte: «Ein Bild kann durch einen Text nur erklärt, nicht aber erlebt werden. Die Seele liegt tiefer unten, dort, wo keine Worte hindringen können.» Seine Filme sind Stummfilme. Er

wollte nicht dokumentieren, sondern mit Bildern zeigen, was in ihm anklang, wenn er die Wucht der Maschinen und den verletzlichen Menschen sah.

Er hatte ein gutes Auge für Kontraste, für poetische Momente, für das Unscheinbare und Nebensächliche: Eisenstifte in einer Männerhand oder ein Zigarettenpäckchen zwischen Bolzen. Und er malte auch: Zwischen den Fotos von zwei Flugmeetings in Dübendorf hängt ein Aquarell, und selbst die Kondensstreifen am Himmel wirken wie Bilder.

Kippmoment im technischen Fortschritt

Jakob Tuggener zeigte die Welt, die er erlebte und liebte; eine Welt, die uns längst fremd geworden ist. Er war bewusst apolitisch

und kein Arbeiterfotograf. Aber seine Faszination für Eisenbahnen und Dampfschiffe, Staudämme und Autorennen kippte, als er sah, wie die Technik den Menschen zu ersetzen begann. Als Oerlikon-Bührle seine Waffen an die Alliierten wie an die Achsenmächte verkaufte, setzte Tuggener einen besorgten Arbeiter wie ein Püppchen zwischen einen Stapel Granaten. Und in «Schwarze Fabrik», der letzten Serie, dominiert das Schwarz, Arbeitslose warten in dunklen Wartesälen.

Dieter Langhart

kultur@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Noch bis 28. Januar. Fotostiftung Schweiz, Grünzstrasse 45, Winterthur. Infos: www.fotostiftung.ch